

Architekten unseres Wohlstands

Die Journalisten Martin Arnold und Urs Fitze erzählen die Geschichte der Migration in die Ostschweiz seit Anfang des 20. Jahrhunderts.

Rolf App

Wenige Tage erst sitzt Arbër Bullakaj aus Wil für die St. Galler SP im Nationalrat, da kommt dort mit der «Demokratie-Initiative» schon sein wichtigstes Anliegen zur Sprache: Die Migrationspolitik, die er eines Landes wie der Schweiz für unwürdig hält.

Bullakaj kennt sich aus. 1994 ist er als Achtjähriger aus dem Kosovo in die Schweiz gekommen und hat hier viele Hürden überwinden müssen. «Zum Glück habe ich genug Selbstbewusstsein entwickelt, um mich nicht mehr aus der Bahn werfen zu lassen», sagt er heute und liefert die wichtigste Erkenntnis seines bisherigen Lebens gleich mit: Mit unseren Namen müssen wir oft doppelt so viel Gas geben, um die gleiche Anerkennung zu bekommen.

Der Hotspot in Rorschach

Es ist eine lange Geschichte, die Arbër Bullakaj dem Journalisten Martin Arnold erzählt. Sie findet sich zusammen mit 26 weiteren Porträts von Migranten und ihren Nachkommen (siehe Text unten) sowie umfangreichen historischen Recherchen in einem Buch, das Arnold zusammen mit seinem Kollegen Urs Fitze erarbeitet hat. Diesen Donnerstag wird «Diaspora oder neue Heimat – Migration in die Ostschweiz» in St. Gallen vorgestellt. «Wir haben dieses Projekt einige Jahre mit uns herumgetragen», sagt Fitze, der selber von 2010 an für ein Jahrzehnt in Rorschach gelebt hat. Die Stadt war an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, mit dem grossen «Feldmühle»-Fabrikkomplex, der Hotspot eines ungeahnten Booms der Textilindustrie in der Ostschweiz. Bevor er ins ehemalige Arbeiterquartier gezogen sei, in ein Haus, in dem früher drei vielköpfige Familien auf je 55 Quadratmetern ohne Bad und mit Etagentoilette gelebt hatten, da habe man ihn gewarnt. Denn die Schulen seien mit den vielen Kindern von Ausländerinnen und Ausländern heil-



Das frühere Saurer-Werk in Arbon. In Ostschweizer Betrieben arbeiten schon lange viele Menschen mit Migrationshintergrund.

Bild: Jules Vogt/ETH-Bildarchiv



Arbeiterinnen und Arbeiter der Schifflistickerei Flammer in Niederbüren im Jahr 1910.

Bild: Sozialarchiv

los überfordert, erzählt Fitze. Was stimmte: 46 Prozent der Bevölkerung hatten keinen Schweizer Pass, und 20 von 22 Kindern in der Primarschulklasse seiner Tochter hatten einen Migrationshintergrund. Doch die Befürchtungen erwiesen sich als vollkommen unbegründet: «Die Schule war hervorragend geführt. In der Klasse waren alle gleich.» Hat sich also etwas zum Besseren gewendet gegenüber der Zeit, da Arbër

Bullakajs Vater als Saisonnier in der Schweiz war, hier zwar arbeiten, aber seine Familie noch nicht nachkommen lassen konnte? Einerseits: Ja. Andererseits werden die Ausländer gerade in Krisenzeiten immer wieder zum Thema, so sehr wir sie auch brauchen.

Vom Auswanderungs- zum Einwanderungsland

Wie sehr wir sie gebraucht haben und noch immer brauchen,



Die Journalisten Martin Arnold (links) und Urs Fitze haben 27 Ostschweizer Migrationsgeschichten zusammengetragen. Bild: L. La Spada

das erzählt Fitze in den historischen Kapiteln des neuen Buchs, und er beschreibt es bei einem Besuch in der Montagehalle von Stadler Rail in St. Margrethen, wo mehr als zwei Drittel der Mitarbeitenden einen ausländischen Pass haben. Und wo Bashkim Islami, ein Nordmazedonier, ein kompetenter Chef zum Anfassen ist. Auch sein Sohn macht dort gerade die Lehre und, wie er hofft, in Zukunft auch einmal ein Enkel.

Stadler setzt eine Erfolgsgeschichte fort, die im 20. Jahrhundert angefangen hat in Zentren des Textilbooms wie Arbon (mit der Stickereifirma Heine und mit dem Lastwagen- und Webmaschinenproduzenten Saurer), Widnau (mit Jacob Rohner), Wattwil (mit Heberlein), Murg (mit der Spinnerei Murg) oder Steckborn (mit der Kunstseide AG).

Mit dieser Industrialisierung wird die Schweiz vom Aus-

wanderungs- zum Einwanderungsland, es kann Wohlstand wachsen in einer Region, die noch im 19. Jahrhundert von einer schweren Hungersnot heimgesucht wurde. Die Wirtschaft braucht jetzt Arbeitskräfte. Schon macht das Schlagwort von der «Überfremdung» die Runde, die Politik versucht, den Prozess zu steuern.

Vergeblich, wie Martin Arnold die lange Entwicklung zusammenfasst und am Beispiel des Saisonierstatuts illustriert. Es zwingt von 1949 an Arbeiterinnen und Arbeiter dazu, jedes Jahr für drei Monate das Land zu verlassen, und verbietet ihnen, die Familie nachzuholen.

«Saisonierstatut war zutiefst unwürdig»

Doch es geschieht, was Max Frisch treffend so zusammenfasst: «Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen.» Menschen wie Luigi Stigliano, der 1963 nach Altstätten kommt und im Jahr darauf seinen Sohn Egidio nachkommen lässt.

Weil das Kind illegal hier ist, muss es sich tagsüber im Wald verstecken, statt in die Schule gehen zu können – drei Jahre lang. «Ich kenne hier jeden Baum», sagt Egidio Stigliano heute. Er hat dann doch noch seinen Weg gemacht. Wie Arbër Bullakaj, der sagt: «Das Saisonierstatut war ein zutiefst unwürdiges System.» Es habe viele daran gehindert, sich als nur geduldete Gäste auf ihre neue Heimat einzulassen.

Doch auch die Forderung nach Integration gefällt Arbër Bullakaj nicht. «Wer Integration am lautesten fordert, meint häufig Unterordnung.» Was stattdessen Not tue, sei «Begegnung auf Augenhöhe». Dafür allerdings wird Arbër Bullakaj noch kämpfen müssen. Doch der Neo-Nationalrat fühlt sich gut gerüstet.

Martin Arnold/Urs Fitze: Diaspora oder neue Heimat – Migration in die Ostschweiz, Verlagsgenossenschaft St. Gallen. Buchvergnisse: Donnerstag, 7. Mai, 19 Uhr, Raum für Literatur, Hauptpost St. Gallen

«Wenn es besonders krass wird, stelle ich meine Ohren auf Durchzug»

Rolf App

Maria Lourdes Tito de Cantwell hat ihren Stolz. «Die Weissen meinen, wir Indianer sind dumm», sagt die 59-jährige Peruanerin, die in St. Gallen lebt, auf indianische, spanische und japanische Wurzeln blickt und deren Ahnenreihe bis zur Hochkultur der Inka reicht. In ihrer Heimat hat sie vielerlei Diskriminierung erlebt und dann das Weite gesucht. Über Zwischenstationen ist die ausgebildete Sozialpädagogin in der Institution Sântisblick in Herisau gelandet und sagt:

«Ich merke, dass ich als Migrantin fast schon im Vorteil bin. Es sind Jugendliche mit schwierigem, oft migrantischem Hintergrund, und sie glauben, dass ich sie besser verstehe.»

Der «Pünktlichisser» und die Selbstbewusste

Maria Lourdes Tito de Cantwell ist eine von 27 Frauen und Männern, die im Buch «Diaspora oder neue Heimat – Migration in die Ostschweiz» ihr Leben erzählen und auch ihre Erfahrungen in der Schweiz schildern. Da ist zum Beispiel der Ukrainer Taras Bulba aus

der Ukraine, der in Rorschach lebt und den sie bei der Arbeit manchmal scherzhaft den «Pünktlichisser» nennen, weil er so grossen Wert auf punktgenaues Arbeiten legt. Manchmal denkt er, wenn er beim Einsammeln von Abfällen unseren Überfluss sieht, an seinen Grossvater, für den auch ein verbogener Nagel wertvoll genug war, um ihn geradezubiegen.

Angela De Almeida Cerqueira aus Widnau, geboren in der Schweiz als Tochter eines Portugiesen und einer Angolanerin, wird wegen ihrer brau-



Angela De Almeida Cerqueira.

Bild: Urs Fitze

nen Hautfarbe öfter mal als Schwarze angesprochen. «Wenn es besonders krass wird, stelle ich meine Ohren auf Durchzug», sagt sie selbstbewusst, und begleitet Neuankömmlinge auf ihren ersten Schritten in der Schweiz.

«Hier nennen sie mich den Süd-Appenzeller»

Seinen Weg finden – das ist nicht immer leicht, aber oft von Erfolg gekrönt. Pathman Tharmalingam aus Sri Lanka zum Beispiel hat in Gais ein Restaurant übernommen und sagt: «Die Integration in der Schweiz

hat Zeit gebraucht. In Gais nennen sie mich den Süd-Appenzeller. Ich bin stolz darauf.»

Dass sie «ein gutes Leben» hatte, sagt auch die 92-jährige Anna Bucca-Bucolo. Und zwar deshalb, «weil meine drei Kinder ihren Weg gefunden haben, ohne die Nöte, die mein Leben begleitet haben». Aus dem sizilianischen Falcone ist sie als Näherin in die Schweiz gekommen, heute lebt sie in einer Alterssiedlung in Uzwil. Sie hat nie Deutsch gelernt und reist manchmal mit ihrer Tochter nach Falcone. «Mein Herz schlägt nach wie vor dort.»